

kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften, H. 9: Tod, 1996. 251 Seiten, Doppelnummer 28,- DM.

Das Thema des vorliegenden Bandes von kea ist der Tod. Seit Ariès „Geschichte des Todes“ besteht unter Psychologen, Soziologinnen, Geistlichen, Ärzten und Kulturwissenschaftlerinnen Übereinstimmung darüber, daß der Tod in der Moderne individuell, sozial und gesellschaftlich ausgegrenzt werde, daß es also keinen angemessenen Umgang mit dem Tod in unserer Gesellschaft gebe. Dies ist die Basis dafür, eine „Humanisierung des Sterbens“ einzufordern, einen bewußteren Umgang mit dem Tod - so auch von Peter J. Bräunlein und Andrea Lauser im Vorwort. Die Praxis zu dieser wissenschaftlichen Meinung heißt dann Sterbebegleitung oder Sterbeseminar, bei denen versucht wird, den Tod ins Leben hereinzuholen und handhabbar zu machen.

Ich versuche kurz zu zeigen, daß ich nach der Lektüre des Sammelbandes diesen Zugang in Frage stelle. Dabei werden nicht alle Beiträge besprochen; ich arbeite exemplarisch einen Gedankengang heraus, zu dem mich alle Artikel anregten. Ausgangspunkt dafür ist der Beitrag von Thomas Rolf „Ist mein Tod möglich?` Zur Thanatologie Jean-Paul Sartres“. Klar, stringent und mit Genuß zu lesen sind die Ausführungen und Verdeutlichungen zu Sartres „Mein Tod“ „Mein Tod“ ist demnach logisch nicht möglich, weil er nicht subjektiv erfahrbar ist, von niemanden; das heißt auch, niemand kann mir über seinen eigenen Tod erzählen, darüber kann schlicht und einfach niemand etwas wissen. „`Der Tod ist kein Ereignis des Lebens. Den Tod erlebt man nicht`“. Mein Tod ist nur für andere erlebbar. Soweit Sartre.

Genau dies scheint mir aber der Punkt zu sein: Weil der Tod eben nicht Teil des Lebens ist, ist er tatsächlich jenes Ganz Andere, das unerfahrbare und unausdrückbare Andere. Damit ist der konkrete Tod eines Menschen immer zu früh, immer unerwartet - weil er eben das Schrecknis ist, das das Leben auslöscht. Ein Schrecknis ist nicht normal und grundlos, damit gibt es auch den gewöhnlichen und normalen Tod nicht.

Das Wissen darum gibt es in traditionellen Kulturen, wie Rolf-Michael Lüking in seinem Beitrag „Kein Tod ohne Grund“ beschreibt. Ausgehend von ethnographischer Literatur, in der behauptet wird, daß in traditionellen Weltauffassungen der normale Tod unmöglich scheint, zeigt er, daß es sehr wohl ein Bewußtsein über den Grund eines Todesfalles gäbe - eine Krankheit zum Beispiel, die jemanden dahinrafft; weit interessanter sei es aber für die Menschen in traditionellen Gesellschaften, danach zu fragen was dahinterstünde, die Ursache der Erkrankung zu ergründen.

Dies ist nicht beschränkt auf traditionelle Gesellschaften, in modernen Gesellschaften steht allerdings die Begründung des Todes mit den Mitteln der Naturwissenschaften im Vordergrund. Die Frage nach den Ursachen wird trotzdem immer wieder gestellt, so zum Beispiel in Thornton Wilders 1927 erschienen Roman „Die Brücke von San Luis Rey“. Ausgangspunkt ist hier ein Brückeneinsturz, bei der eine Gruppe von Menschen ums Leben kommt. Das Buch handelt vom Versuch eines Paters, der Ursache dieses Unglücksfalles mit der Rekonstruktion der Leben der verunglückten Menschen auf die Spur zu kommen und damit dem Wirken der Vorsehung. Die Ursache des Lebens und des Todes in der traditionellen Abendländischen Kultur ist letztendlich Gott, letztendlich und tröstlich - wenn jemand dies als Wahrheit akzeptieren kann. Ist das nicht so - und dies ist heute der Normalfall - gibt es keinen Trost.

Die Frage danach, was die Ursache und der Sinn des Todes seien, wird immer wieder gestellt und wenn man der Logik (und Sartre) folgt, gibt es darauf keine Antwort. Daß Unverstehbarkeit des Todes im konkreten Umgang damit Schwierigkeiten bereitet, zeigt der sehr sorgsame Beitrag von Lilo Roost Vischer: „Alltägliche Leichen. Anmerkungen zu einer ethnologischen Forschung in einem schweizerischen Bestattungsinstitut und

Krematorium". Die Mitarbeiter in einem Bestattungsunternehmen begegnen dem Unbehagen, den die Leiche auslöst mit notwendigen Distanzierungsmaßnahmen: „Sie entpersonifizieren die Verstorbenen, sargen möglichst schnell ein und schützen sich mit ausgeprägten `hygienischen` Maßnahmen vor dem toten Körper.“ (215)

Ich meine, daß dies ein angemessener Umgang mit dem Tod ist. Als Kulturwissenschaftler wissen wir, daß das Andere Angst macht; bei jenem äußerst Anderen - dem Tod - ist die Angst denn auch äußerst groß - dazu fällt mir Lovcraft ein, der immer vom „unvorstellbaren“ oder „namenlosen Grauen“ spricht - und dies, meine ich, wäre die angemessene Haltung dem Tod gegenüber, das unvorstellbare Grauen des Ganz Anderen zumindest zu spüren und nicht wegzuhumanisieren. Der Tod ist nicht ins Leben integrierbar, er ist die Andere Seite, die wir als Lebende nie sehen werden. Da hilft auch kein tibetisches Totenbuch und keine Sterbesakramente - nichts; gar nichts was im Noch-Leben passiert, ist dem Tod angemessen, meinem Tod. Das ist, was wir nicht wahrhaben wollen. Der Tod der Anderen wird durch Rituale erträglicher - vielleicht.

Die Frage, ob nicht unsere Gesellschaft sehr angemessen mit dem Tod umgeht sollte gestellt werden - zumindest in dem Sinne was der Umgang mit dem Tod über eine bestimmte Gesellschaft aussagt. Umgekehrt ist zu fragen, ob nicht auch traditionelle Weltansichten am Umgang mit dem Tod ganz einfach scheitern. Ist nicht eine neue Qualität in der Moderne im Umgang mit dem Tod dazugekommen, nämlich die Möglichkeit eines bewußten Umgangs damit, jenseits von Ritualen?

Dies ist es, was ich an der Zeitschrift *kea* so schätze: Sie ist immer anregend. Grund dafür sind Autorinnen, die aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen kommen und sich mit einem bestimmten Thema beschäftigen. So ist in diesem Fall die Anregung, die Position der derzeitigen kulturwissenschaftlichen Praxis in Hinblick auf „Tod“ zu überdenken und zu stürzen vom Beitrag eines Philosophen ausgegangen. Hier ist Interdisziplinarität kein Lippenbekenntnis, das Überschreiten der Fachgrenzen ist Programm und Abenteuer.

Gertrud Benedikt